

Brügge.

Von Richard Kruher.

Diese lebendig-anthologische Schilderung der Stadt, die jetzt in einem ganz anderen Sinne wieder die Stadt der Toten und der Lazarette geworden ist, steht in Kruher's stets lesenswerten Aufsätzen über bildende Kunst, die in drei Bänden gesammelt bei J. Lohschütz in Berlin erschienen.

Zaine vergleicht die Städte mit schönen Frauen. Sie hätten die diese ihre Jugend, ihre Blütezeit und die Zeit des Wellens. Brügge's Jugend war vor tausend Jahren. Das war die Zeit des Mittelaltums, der heroischen Kämpfe. Mit Baldwin I. dem Eisenarm, hebt die Reihe der flandrischen Markgrafen an, die im Orient für die Eroberung des heiligen Grabes sehten und zu Hause vor dem Altar ihre Gegner erdrockeln. Von einem heißt es, er hätte 27 Menschen in einer verammelten Kirche verkaufen lassen; von einem anderen, daß er seine Diener von den Zinnen der Burg hinabwarf.

Doch die Kreuzzüge brachten auch Geld, sehr viel Geld nach Brügge. Man knüpfte Beziehungen zu Spanien, zu Italien, zu Byzanz. So folgte auf die Zeit der feudalen Gewalt Herrschaft die des kommunalen kommerziellen Aufschwunges. Ein schlichtes, arbeitsames Bürgertum, ein Volk von Fischern und Tuchwebern übernahm die Geschäfte. Große Kanalbauten wurden angelegt, die den Ort mit dem Meere verbanden. Und es dauerte nicht lange, da war Brügge das nordische Venedig, eine der bedeutendsten Handelsstädte der Welt. 150 Schiffe landeten täglich im Hafen. Venezianische Gläser und chinesische Webereien, norwegische Pelze und englische Wolle, irisches Kupfer und persische Teppiche, französische Weine und arabische Ringe, Genueser Olivenöl und afrikanische Datteln wurden umgetauscht gegen flandrisches Getreide und mallonische Kinder, brabantische Spitzen und flandrisches Tuch. 17 Nationen hatten ihre Verkaufshäuser und Konsulate in Brügge. Alle Dialekte der Welt wurden auf den Quais gesprochen. 250 000 Einwohner — enorm für ein Gemeinwesen des Mittelalters — zählte die Stadt. Auch die Monumentalbauten der Stadt entstanden in jenen Jahren: riesige Kaufhallen und stolze Gerichtsgebäude, gewaltige Kirchen mit himmelstrebenden Türmen. Schon Pius II. Piccolomini schrieb, neben Venedig und Rom sei Brügge die schönste Stadt, und Johanna von Aragonien, von den flandrischen Damen begrüßt, sagte: „Ich glaube mich die einzige Königin hier, ich sehe 600.“

Doch das bedeutet noch nichts gegenüber dem Glanz, der unter dem burgundischen Regime die Stadt umstrahlte. Auf den Erwerb folgt der Genuß, auf den plebejischen Nützlichkeitsinn die Zeit des raffinierten Geschmacks, der Delikatesse, der Zierlichkeit, der Grazie. Wohnhäuser entstehen, die in ihrer koketten Ueberfeinerung sich zu den Bauten der älteren Gotik verhalten, wie die Willen des Kololo zu den Schlössern des Barock. Ganz in Mahwerk sind sie aufgelöst, an Türen, Siedeln und Fenstern mit vergoldeten Statuen überreich geschmückt. Doch namentlich für die Malerei hob jetzt die Blütezeit an. Andachtsbücher, Rittergeschichten und Sagen, von zielichen Miniaturmalern illustriert, werden in den Bibliotheken gesammelt. Bilder, kleine aparte Bilder haben die zierlichen Wohnungen zu schmücken. Und all die Perlen und Amethysten, Goldstickereien und Smaragde, die auf den Werken des Jan van Eyck Wamms und Schnabelschuhe der Herren, Gürtel und Coiffuren der Damen, selbst das Jaumzeug der Pferde zieren — sie waren nicht Phantasien eines Malers. Ganz Brügge glück damals einem großen Juwelenladen, einem Märchen aus „Tausend und eine Nacht“. Turniere und Bankette, lebende Bilder und Festzüge folgten in buntem Wechsel. Mit persischen Teppichen waren die Häuser behängt. Wein sprudelte aus Fontänen. Triumphbögen mit Hippogryphen, mit Greifen, Sphingen, antiken Göttinnen erhoben sich. Stutzer in strahlender Rüstung, Wagen wie Cherubine, schlanke, blaße, goldüberzogene Frauen, Reizgen aus dem Morgenland und nordische Pelzjäger bewegten sich über rosenbestäubte Straßen. Hugo van der Goes besonders war für Karl den Kühnen dasselbe, was der große Leonardo für seinen Mailänder Fürsten bedeutete. Er ordnete die Hoffestlichkeiten und Ballette, zeichnete die Kostüme für die Maitressen seines Fürsten, entwarf die Theaterdekorationen und goldgeputzten Standarten. Brügge, das arbeitsame, geldverdienende Brügge glück einer schönen ausgelassenen Frau, die atemlos, bebend von einem Volleste, von einem Vergnügen zum andern eilt.

Freilich, die Würdigkeit kam. Das Herz schlug langsamer. Nur noch eine schöne leuchtende Abendröte hatte den Himmel vergoldet. Mit 1470 beginnen die Jahre des Niederganges. Das große burgundische Reich, das den Schwerpunkt der Weltmacht nach dem Norden verlegte, brach zusammen. König Maximilian, der Gemahl der burgundischen Maria und eine Zeitlang von den

Brügger Bürgern gefangen gehalten, ließ, als er sich frei gemacht, die Ratsherren darfuß vor seinem Thron erscheinen und legte ihnen unerschwingliche Steuern auf. England rief den Tuchhandel an sich, und namentlich — der Wein, die große Lebensader der Stadt, verfiel. Neue Kanalbauten, die man auszuführen versuchte, verschlangen Millionen und verschandeten wieder. Der Zorn des Herrn, meinten die Priester, habe die Stadt geschlagen. Also verfiel man sich mit Gott und tat Buße. Hugo van der Goes, der leichtlebige Freund Karls des Kühnen, ging in das Kloster von Soignies. Die vornehmen Damen — ganz wie im Florenz der Savonarola-Zeit — türmten ihre perlegeschmückten Parcets, ihre domaitenen Kleider zu lobenden Scheiterhaufen zusammen. Doch auch die Buße war vergeblich. Immer mehr zog sich die See zurück und mit ihr das Leben. Die Handwerker wanderten aus, die fremden Kaufherren verschwandten. 5000 Häuser fanden binnen Jahresfrist leer, obwohl der Rat, um Fremde herbeizulocken, den Preis des Bürgerrechtes auf sechs Sous herabsetzte. Die Entdeckungen des Babo de Gama, die des Kolumbus kamen. Brügge, noch Seestadt, hätte sich neue Weltteile erschließen, unermeßliche Handelsgebiete erobern können. Doch schon 1481 war es eine Stadt der Armen. Frierend und hungernd drängten sich die Leute bei den öffentlichen Brotverteilungen zusammen. Brügge, das mittelalterliche Brügge, legte sich schlafen und überließ es Antwerpen, die Menaisianstadt zu sein.

Nach heute stehen die meisten Bauten, die einst die Stadt schmückten. Gleich der Karlsplatz ist ein Festsaal wie die Piazza di San Marco. Wie eine mittelalterliche Festung liegt die Tuchhalle da mit ihrem Bestroi (hoher, harter Turm), wo einst das Milliardenvermögen der Stadt bewahrt wurde. Auf dem Burgplatz, dicht dabei, ist das Stadthaus, wo die Grafen von Flandern ihre Proklamationen erließen und die Ratsherren die fremden Gefandten empfingen; daneben die Stadtkasse, ganz prangend in Gold. Auch die Börse sieht man, wo die Kofschilde von einst die Kurse diktierten; man sieht die Residenzen der Kaufherren von Genua, von Spanien und Smyrna. Viele Straßennamen — Place des Biscaiens, Place des Orientaux, Rue des Turques — erinnern an den alten Glanz. Brügge ist ein Dergenspiegel, der uns nach fünf Jahrhunderten ein Bild von der Größe, auch der unbeschreiblichen Schönheit der reichen mittelalterlichen Städte gibt.

Doch das beachtet man kaum. Denn alle diese Bauten, einst so stolz und trotzig, haben etwas Dornröschenhaftes, Gebrücktes. Eisen rankt sich an den grauen Mauern empor. Sie stehen im Gegenlag zu den leeren Straßen und den armen Menschen. Man sieht nicht die Pracht von einst, nur das Leid von jetzt. hört nicht den Atem der großen Stadt, nur das Köcheln von Sterbenden. Gleich bei der Ankunft wird man von diesem herbeisummenden Gefühl gepackt. Nur Priester entsiegen dem Zug. Der Bahnhof ähnelt einer gotischen Kirche, der Aufseher mit seinem langen, bis oben zugeknöpften schwarzen Rock einem Leichendiener. Von einer patriarchalischen Birtin, die eine Schwester der Margaretha Vodi des Genter Altarwerkes zu sein scheint, wird man im Gasthaus empfangen. Ein alter Kellner humpelt mit seinen Schüsseln wie ein Ministrant mit dem Klingelbeutel daher. Und damit die Note ganz rein sei, sitzen an der Tafel keine jungen Leute, keine gesprächigen, lebenslustigen Menschen, sondern alte Damen, melancholisch und still.

Das Leben auf der Straße kennt keine Bewegung, kein Gähnen. Alle Männer, glattrasiert, wie aus dem Bild eines alten Reihers, sitzen beschaulich in der Sonne. Köpfe werden feigehalten auf dem Markte, wo einst die Wunderwerke des Orients auslagen. Die Cafés haben Heiligennamen: Café Ste. Barbe, Ste. Anne, St. Antoine, und auch in den Buchhandlungen gibt es fast nur Religioses. Die Gloden des Bestroi, die einst die Arbeiter zum Tagewert riefen, klingen melancholisch wie Grabgeläute. In Trauerkleidern gehen die weißen Damen. Kleine Kreuze, wie sie die Nonnen tragen Trauerhüte und Florstieker, Totenkränze aus schwarzen und lila Perlen werden in den Geschäften verkauft. Aus den Fenstern der Häuser schauen, die Wille auf der Nase, müde, verheißelte alte Frauen heraus. Fragt man jemandem, so erschrickt er und antwortet leise, ohne eine Handbewegung, im Grabeston.

Die Deutschenheke in England.

Das Treiben einiger Londoner Blätter, die sich die systematische Verheerung des englischen Volkes zur Aufgabe gemacht haben, beleuchtet sehr scharf der Brief eines Holländers, des Londoner Berichterstatters vom „Nieuwe Rotterdamse Courant“. Der Brief ist bereits am 16. Oktober abgehandelt worden, aber die englische Zensur hat 14 Tage der Ueberlegung gebraucht, ehe sie ihn zur Veröffentlichung freigab. Man begreift es, daß der englische Zensor nicht angenehm berührt war, als er die folgenden Ausführungen las: „Das Ansehen der „Times“ ist durch den Krieg noch gestiegen. Mit seinen Setzlettern „Daily Mail“ und „Evening News“ bildet das Blatt eine gewaltige Macht im Lande. Niemand kann be-

haupten, daß sie davon guten Gebrauch mache. Der jetzt von ihm in Bewegung gefekten Debe folgte ich von Anfang an mit Efel. Es ist das mutwillige Ansehen von Spionensurdat. Man soll nicht etwa denken, daß die „Times“ sich selbst darauf verlegt. Sie feuerte zuerst die leichte Keiterei voran — diesmal die „Evening News“ —, um das Terrain aufzuklären. Bereits zu Beginn des Krieges unternahm das Abendblatt solch eine sorgfältige Sondierung, die jedoch erfolglos verlief. Das Publikum war offenbar noch zu nüchtern. Aber der nationale Haß, der im August schlummerte, ist durch 2½ Kriegsmonate mader geschürt worden. Es herrschte jetzt Verbitterung genug, um einen Felzbug gegen die „Spione“ zu führen. Der Angriff galt den deutschen Kellnern. Man weiß, daß die Londoner Hotels und Gasthöfe voll von ihnen sind. Sie zählen gegenwärtig noch etwa 2000. Die meisten großen Hotels befinden sich sogar in deutschem oder österreichischem Besitz. Die „Evening News“ will nun glaubenmachen, daß all die „feindslichen Fremdlinge“ unter uns ebenso viele Spione sind. Jeden Abend kommt sie mit einem Bündelchen neuer Entdeckungen. Sie will das Recht zunächst selbst ausüben, d. h. sein Vnächgericht, aber Boykott, droht mit einer Liste sämtlicher Hotels, die deutsches Personal halten und konnte von dieser Treibjagd sogar Erfolge melden. Das Savoy-Hotel und verschiedene andere haben nämlich ihr ganzes deutsches und österreichisches Personal entlassen. Doch leuchtete die Spionagegefahr, wie die „Evening News“ sie tagtäglich vorzustellen suchte, nicht ganz ein. Den Offizieren sollten Geheimpapiere gekohlen, Gespräche belauscht worden sein. Es wurde sogar angeführt, daß deutsche Hotels, entgegen der Polizeiverordnung, des Abends erleuchtet — sogar bis in leerstehende Zimmer erleuchtet seien! Natürlich sind es Hotels, von denen man nicht weiß, wie sie bestehen können ohne Unterstützung der deutschen Regierung! Man hat auch bemerkt, daß sie auf allerhand verdächtigen Plätzen liegen.“

Wenn sich das Volk zunächst auch noch ziemlich frei von diesen Einflüsterungen hielt und eine Anzahl großer englischer Blätter es verneinte, die in England lebenden Deutschen zu beschimpfen, sogar mit Nachdruck mehr Zurückhaltung empfahl, so zeigt ein weiterer Brief desselben Berichterstatters vom 29. Oktober, daß in letzter Zeit ein entschiedener Umschwung eingetreten ist. „Die Blätter rühmen jetzt ihren Erfolg“, so schreibt der Holländer, „und es ist in der Tat merkwürdig, welchen Einfluß sie neuerdings auf einen Teil des Publikums zu haben scheinen. Wenn man liest, was seine Kollosblätter ihm als tägliche Kost vorsetzen dürfen, dann wundert man sich eher darüber, daß es noch so viel kaltes Blut beharrt. Das tollste Vorbild bilden die großen Plakate, die die „Daily Mail“ überall angehängen hat und von denen jeder angehornt wird, sich gewissenhaft zu fragen, ob er unter seinen Bekannten jemand hat, der ein verkappter Deutscher sein könnte, und diesen, selbst wenn es sein bester Freund sei, unerbittlich anzugeben.“

Erreulich ist, daß sowohl von der linksliberalen Presse als den Organen der Arbeiterpartei dieser nationalistischen Heke mit gebührender Schärfe entgegengetreten wird.

Deutschlands Seefischversorgung.

Als zu Beginn des Krieges der Preis für Seefische mit einem Schlage in noch nie dazugekommener Weise in die Höhe ging — kostete doch ein Pfund des sonst so billigen Schellfisches, wenn er überhaupt zu haben war, 80 Pfennige —, da wurde vielfach die Meinung ausgesprochen, diese hohen Preise würden während der ganzen Dauer des Krieges bleiben, denn Deutschland wäre durch die englische Flotte von der Zufuhr von Seefischen abgeschnitten. Diese Ansicht war aber, wie sich nach den Tagen der Mobilmachung herausstellte, zum Glück eine irrige, denn allmählich erschienen die Seefische wieder auf dem Markt; sie waren nicht Englands wegen ausgeblieben, sondern weil alle verfügbaren Eisenbahnen ausschließlich für den Transport unserer Truppen in Anspruch genommen waren. Trotzdem hat der Krieg Einfluß auf den Fischmarkt, denn die von Jahr zu Jahr zahlreicher werdenden deutschen Fischdampfer, die im Lagerort und auf den weiten Gründen um Island dem Fischfang oblagen und allwöchentlich Tausende von Zentnern Fische, besonders Schellfische und Kabeljau, nach unsrem Hafen brachten, haben alle ihren Dienst einstellen müssen, da sie sonst auf hoher See von den englischen Schiffen geklopert würden. Der Preis der Schellfische wird daher während der Dauer des Krieges ein ziemlich hoher bleiben. Der Fang des Heringes, des wichtigsten aller Seefische für die Volksernährung, ist den kriegführenden Staaten in der Nordsee auch unmöglich, aber dafür liegen Holländer, Dänen, Schweden, Norweger um so eifriger dem Fang ob, und sie sind imstande, unsrerem deutschen Markt zur Genüge zu versorgen, führt doch Norwegen allein 800 000 Tonnen Heringe jährlich aus.

Reben dieser gewaltigen Menge von Heringen kommt Nor-

diesen Worten des Arztes stand der Mann auf seine Beine, konnte aber nicht einen Schritt gehen. Das Fieber der Schlacht macht es den Leuten möglich, zu gehen und zu rennen, selbst in einem solchen Zustand. Aber wenn sie einmal durch die Träger heringebracht sind, erschaffen die Nerven und sie beginnen den Schmerz plötzlich zu fühlen. Solcher Opfer gab es viele und ich selbst war eines von ihnen. Ich spürte keinen Schmerz während der zwei Tage, die ich auf dem Felde lag, aber ach, welche Schmerzen setzten dann ein, als ich die erste Hilfe bekam und verbunden wurde! Die Schmerzen, die ich da erlitt, waren so groß, daß ich wünschte, ich wäre auf dem Schlachtfelde gestorben. Vom Tod zum Leben zu erwachen, war gewiß bei mir der Fall, aber ich konnte damals mein gutes Glück gar nicht schätzen. Ich dachte, daß es vom Himmel graunam sei, mich nicht getötet zu haben, statt mich solche Leiden duramachen zu lassen, die härter sind als Tod, in einem Zustand, in dem man halb tot und halb lebendig ist.

Während die Schlacht noch im Gange ist, winkt die Rote-Kreuz-Flagge hier und dort denen zu, die verwundet auf dem Schlachtfelde liegen. Die tapferen Leute, die auf dem Fleck sterben, haben keinen Vorteil von der großen Barmherzigkeit, aber die Verwundeten erhalten und beanspruchen ihre Wohltaten und haben sie und da das Gefühl, als ob sie den würdigen Toten etwas stehlen. Sobald die Schlacht beginnt, gehen die Träger mit den Tragbahnen über das Feld, heben die Verwundeten auf und bringen sie wieder zurück auf den Verbandplatz. Diese Kuli oder Träger müssen ebenso tapfer und ernst sein, wie ein wirklicher Kämpfer, sonst können sie ihr Werk auf außerordentlichen Plätzen und in gefährlichen Momenten nicht erfüllen. Ihnen ist das menschenfreundliche und gefährliche Geschäft anvertraut, Schwert und Sauf zu tragen, die Verwundeten herauszuführen und sie an einen sicheren Ort zu tragen. Sie müssen ihre magere Nahrung und ihr wertvolles Wasser mit ihren Patienten teilen und müssen sie trösten und aufmuntern mit liebendem Herzen. Des Krankenträgers harte Arbeit und vornehme Aufgabe verdienen unsere unbegrenzte Dankbarkeit.

Die Kranken und Verwundeten, die in die Hospitäler zu Hause zurückgebracht werden, werden ganz in Weiß gekleidet und haben freundliche und sorgfältige Pflege und den Trost der Ärzte und der Krankenschwester. Ich selbst bin einer von

denen, der ihre Sorge erfuhr und hatte Tränen der Dankbarkeit für sie. In einem Hospital zu Hause ist alles Freundlichkeit und Teilnahme, aber wie ist es in der Front? Im Sommer, als ich an den Schlachten teilnahm, griffen ganze Schwärme von Fliegen die unglücklichen Kranken an. Würmer bildeten sich in Mund oder Nase und einige von ihnen konnten dies Ungeziefer nicht einmal vertreiben, weil ihre Arme kraftlos waren. Die Krankenschwester würden gerne helfen, aber ihre Anzahl ist so klein, daß immer nur einer auf 100 Verwundete kommt, und die letzteren sind der brennenden Sonne bei Tag und dem Regen oder Tau in der Nacht ohne jede Bedeckung ausgefekt. Einige, welche lange auf dem Schlachtfelde gelegen hatten, waren in einer unbeschreiblichen Verfassung und es war notwendig, sie in einem Strom oder Bach aufzuweichen und mit einer Bürste den Schmutz abzureiben, bevor man ihre Wunden verband. Die Ursache dieser Schreden war die unerwartet große Anzahl der Verwundeten, hervorgezogen durch die unvorhergesehene Heftigkeit des Gefechts. Diejenigen, die in den Händen der Feldärzte waren, wünschten so rasch als möglich behandelt und nach rückwärts gefandt zu werden, um geheilt und so rasch als möglich wieder in die Reihe der Kämpfer einzurücken, aber man mußte mehr als 1000 Patienten in ein Feldlazarett zusammenbringen, welches für 200 bestimmt war, und so war man außerstande, den Leidenden eine bessere Hilfe angedeihen zu lassen.

Nach dem Sieg.

Als die Forts des Taivo-iban, die von Natur aus so nahe uneinnehmbar waren, zuletzt von den japanischen Streitkräften dennoch überloöstigt wurden, mußten die stolze Russen eingeebnet haben, daß sie an uns keinen zu verachtenden Gegner haben. Aber da sie die Hauptverteidigungslinie, welche die starke Festung umgibt, hinter sich hatten, verloren sie nach einer oder zwei Niederlagen den Mut noch nicht. Sie zogen sich nun auf die Kanta-Ihan-Göben zurück, um dort eine neue, die dritte Stellung einzurichten. Da sie sich in ihren Verteidigungsarbeiten beeilten, war dies auch für unseren Angriff nötig. Ein Tag Verzug auf unserer Seite würde ihnen einen Tag Vorteil auf ihrer Seite verschaffen haben. Deshalb begannen wir, ohne zu warten, bis unsere müden Knochen und Glieder vom letzten Sturm e-

Menschenopfer.

Von Takahashi Sakurai.

Am Morgen des 27. kam ein Soldat zum Verbandplatz mit verstörtem Mienen und erkünstelter Fassung. „Was ist Ihnen?“ fragt ein Arzt, der ihn betrachtet, „verwundet?“ Es kam keine Antwort, seine Lippen bewegten sich umsonst. Der Arzt fragt nochmals: „Was ist Ihnen?“ Ich kann nicht helfen, wenn Sie es nicht sagen.“ Es kam noch keine Antwort. Dem Arzt fiel dies auf, und wie er des Mannes Gesicht sorgfältig betrachtete, sieht er ein bißchen Blut an ihm. Bei näherer Untersuchung fand er, daß der Mann von rechts nach links durch die Schläfen geschossen war, so daß er sowohl Gehör als Gesicht verloren hatte. Sobald der Arzt dies entdeckte, begann er ihm Hilfe zu leisten, aber als er des Mannes Hand zärtlich ergriff, knirschte der Mann mit den Zähnen und murmelte: „Rache.“ Sein Körper wurde rauh steif und er hauchte den letzten Atemzug aus. Armer, tapferer Kerl! Er wußte nicht, daß er im Sterben war, und seine letzte einzige Begierde war, wieder zu sehten.

Hier ein anderer Fall: Ein Verwundeter kam in die Station gerannt, beide Arme schwingend, als ob er in großer Eile sei. „Es ist ein heißes Gefecht, außerordentlich interessant. Wir werden den Platz bald genommen haben.“ Der Arzt frug ihn: „Sind Sie verwundet?“ „Ein bißchen auf der Brust.“ war die Antwort. Da der Arzt begierig war, etwas vom Ausgang des Tages zu erfahren, frug er den Mann: „Habt Ihr viele Feinde getötet? Welche Seite hat mehr Verluste?“ Der Mann erhob seine Stimme und sagte: „Abermals waren mehr Verluste auf der japanischen Seite.“ Nun untersuchte der Arzt seine „kleine Wunde“ an der Brust und war erstaunt über die Schwere des Falles. Das Fleisch auf den rechten Rippen war durch eine Granate ganz weggerissen. Er war stolz auf seine Tapferkeit in der Schlacht und Treue in der Erfüllung seiner Pflicht und wußte nicht, daß sein Leben Tropfen für Tropfen hinwegschwand. Er sprach in erregter Weise über die Schlacht und war in bester Stimmung. „Es ist gut, Ihr Verband ist fertig, Sie können gehen.“ Bei

wegen besonders in Betracht als Lieferant des Kabeljau, der in ungeheuren Massen an den Solfotinseln, die vor der Küste Norwegens liegen, gefangen wird, und gerade der Kabeljau ist vermöge seines guten, nahrhaften Fleisches, des billigen Preises und seiner Haltbarkeit der Seefisch, der in ganz besonderer Nähe bei uns eingeführt werden sollte; darauf müßten die Regierung und die maßgebenden Kreise ihr Hauptbestreben richten. Der Kabeljau, ein näher Verwandter des Schellfisches, hat ein Gewicht von 10 bis 40 Pfund; er wird in frischem Zustande in Eis verpackt, aber die weitaus größte Menge wird gleich am Fangort in entsprechender Weise zubereitet. Die gefangenen Fische werden von Kopf und Eingeweiden befreit, dann auf der Bauchseite aufgeschnitten, die Kiemenrinne wird herausgelöst und der Fisch auseinandergeklappt, so daß er die Gestalt eines spitzer Dreiecks bekommt. Nach gründlicher Reinigung wird er dann in Häuten verpackt und eingefahren und kommt so als „Klippfisch“ in den Handel. Bei der anderen Zubereitungsart werden nach Entfernung des Kopfes und der Eingeweide die Fische nicht aufgeschnitten, sondern zu zwei und zwei mit den Schwänzen zusammengebunden und über dünne, hölzerne Stangen zum Trocknen aufgehängt. Der Fisch trocknet in der schwachen Seeluft in kurzer Zeit vollständig aus und wird hart wie ein Stein; er trägt daher auch den bezeichnenden Namen „Stockfisch“. Dieser Stockfisch kann wie Holz verladen und versandt werden, er hält sich jahrelang und er schmeckt recht gut, wenn er vor dem Kochen einige Tage in frischem Wasser wieder aufgeweicht worden ist.

Der größte Fischgrund für Kabeljau ist die Neufundlandbank, von der alljährlich ganz ungeheure Mengen von allen fischenden Nationen, besonders aber von Amerika erbeutet werden. Norwegen allein führt 60 Millionen Kilo Klippfisch und 23 Millionen Kilo Stockfisch aus, wozu noch etwa 6 Millionen Kilo Köhler und 3 Millionen Schellfische kommen.

Wenn wir diesen Export Norwegens in harkem Maße in Anspruch nehmen, übt den Ausschlag von Holland, Dänemark und Schweden und dazu den Ertrag der deutschen Fischerei in der Ostsee rechnen, die uns mit Saalforellen und Quitten, Dorsch und Seezungen, Springen und Spotteln versorgt, dann können wir genügend Seefische ins Land bringen, um die ganze Bevölkerung mit diesem nahrhaften und wichtigsten Ernährungsmittel für Fleisch in vollst. genügender Weise zu versorgen. Dies ist vom volkswirtschaftlichen Standpunkt von großer Bedeutung, da außerordentliche Mengen von Fleisch für die im Felde stehenden Heere gebraucht werden, während Fisch dafür gar nicht oder nur wenig in Betracht kommt. Wir brauchen demnach keine Furcht zu haben, daß England und den ganzen Seefischhandel unterbinden kann.

Das Etappenwesen der Millionenheere.

Unter diesem Titel bringt „Stockholms Dagbladet“ einen interessanten Artikel über die hinter den kämpfenden Heeren herrschenden Verhältnisse, die für den Gang der Kriegsoperationen von allergrößter Bedeutung sind, über den Etappenwesen, an dem infolge der raschen Kriegsführung der Millionenheere unserer Tage ungeheure Anforderungen gestellt werden. Dieser Dienst umfaßt:

1. Die Zufuhr von Lebensmitteln aus dem besetzten Gebiet oder aus dem Heimatland und deren Magazinierung hinter dem Heer.
2. Die Anschaffung und Zufuhr von Pferden, Fuhrwerken und anderen im Krieg notwendigen Transportmitteln.
3. Die Zufuhr von Kriegsmaterial, Artillerie, Munition, Bekleidungsmaterial usw. aus dem Heimatland und deren Magazinierung hinter dem Heer.
4. Die Herbeiführung von neu gebildeten Abteilungen und Ersatzmannschaften und die Fürsorge für sie auf dem Wege.
5. Der Rücktransport von Verwundeten und deren Behandlung im Lazarett und Anordnung des ganzen umfassenden und unerhöht schwierigen sanitären Dienstes.
6. Der Rücktransport von Kriegsgefangenen und eroberten Kriegsmaterial, soweit das letztere nicht von dem Heere selbst benutzt werden kann; die Fürsorge für die Kriegsgefangenen auf dem Wege.
7. Rücktransport des eigenen unbrauchbaren Kriegsmaterials oder dessen Instandsetzung in provisorischen Werkstätten.
8. Bewachung von Transporten und Zufuhrwegen.
9. Handhabung des Polizeidienstes in feindlichen Landesteilen hinter dem Heer.
10. Erhaltung und Pflege der Zufuhrwege (Eisenbahnen usw.). Instandsetzung der Schäden auf diesen und Anlegung neuer Transportwege.

Die Vorbereitung dieses umfangreichen Dienstes bedeutet eine der wichtigsten Friedensarbeiten des großen Generalstabes. Die familiären Einrichtungen, die eventuell alle auf einer Station sein können, sind die folgenden:

holt hatten, eine ununterbrochene Verfolgung, die mit der Gewalt einer Springflut zu vergleichen ist, und beabsichtigten so, sie auf die Hauptstellung zurückzudrängen, solange ihre Verteidigungsmittel und noch nicht gewachsen wären.

Der 20. wurde dazu verwandt, den Mangel an Munition zu ersetzen, die Kompanien und Truppenteile wieder neu zu formieren und die feindliche Kavallerie auszufundschaffen. Der nächste Tag, der 21., war für den gleichzeitigen Vormarsch aller unserer Kräfte vorgesehen.

Unser Regiment bezog am 20. vorübergehend Bivak in dem Tal in der Nähe von Souchia-tun. Um 3 Uhr morgens erhielt unser Oberst vom Hauptquartier der Brigade den Befehl, sofort aufzubrechen zu lassen. Ich wurde für diese Aufgabe bestimmt, lief in Begleitung einer Ordnung 1 1/2 Mi am Fußhügel entlang und erreichte das Hauptquartier etwas vor 4 Uhr. Wenn wir nicht noch etwas schneller in unser Lager zurückdrängten, konnte unser Regiment nicht rechtzeitig in das Gefecht eingreifen. Ich zog deshalb alles, was ich an hatte, aus, gab es meiner Ordnung und rannte 1 1/2 Mi vollständig nackt mit einer Pistole in einer und dem Schwert in der anderen Hand. Es war noch dunkel und ich mußte sehr große Sorgfalt darauf verwenden, um die Richtung nicht zu verlieren. Ich rannte und rannte beinahe atemlos am Fußhügel entlang. Auf dem Rückwege passierte es, daß ich die Stimme des Jägermeisters Mishima hörte, wie er die Proviantausgabe leitete. Ich rief ihm im Rennen zu: „Jägermeister Mishima, Lebensmittel sind nicht notwendig, wir marschieren sofort wieder vorwärts.“ Als ich den Satz beendet hatte, hörte ich Mishimas Stimme schon weit hinter mir. Glücklicherweise irrte ich mich nicht und erreichte das Bivak zehn Minuten vor 5 Uhr. Es wurde sofort Sammeln geblasen und Befehl um Angriff gegeben. Die Ordnung, der ich meine Kleider übergeben hatte, war noch nicht zurückgekehrt. An diesem frühen Sommermorgen war es schon und kühl ohne Kleider, aber ich konnte doch schwerlich in diesem Zustand marschieren. Keine vorige Aufgabe konnte ich ohne Uniform zufriedenstellend erfüllen, die nächste schien mir aber, wieder eine Uniform herzuschaffen. Eine zweite Ordnung wurde auf die Suche nach derselben weggeschickt, aber auch diese kam nicht zurück. Die Zeit für den Ausbruch war gekommen, ich war in einer jämmerlichen Verlegenheit. Aber endlich im letzten Moment erschien mein Uniformträger und ich wurde so vor der Auszeichnung gerettet, nach ins Gefecht zu gehen. Es scheint jetzt nur wie ein Traum, aber damals war es mir sehr mangelhaft. (Schluß folgt.)

Trinklösungen, Probiantmagazine, Viehpart, Artilleriematerialpart, Ingenieurmateriapart, Feldlazarett und Evakuierungslazarett, Teile für leicht verwundete, Kranlentransportabteilungen, Sanitätsmaterialdepots, Depots für kranke Pferde, Depots für Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände, Marschdepots der Ersatzmannschaften und Gefangenen, und schließlich das Organ für Nachrichten, Telegraphendienst, Postwesen und Polizeiwesen.

Besonders erschwernend für das Etappenwesen ist dessen beständige Entwicklung nach vor- oder rückwärts, je nach der Bewegung des Heeres. Geht dieses vorwärts, so müssen die Etappenlinien verlängert, neue Etappenstationen errichtet, der Vorrat vorgeschoben werden, und ebenso umgekehrt. Noch schwieriger als bei einem regelmäßigen Vor- oder Zurückgehen stellen sich die Verhältnisse, wenn die Vormarschlinie des Heeres durch die Umstände oder um eine nicht vorhergesehene Chance auszunutzen in eine andere Richtung gezwungen wird und die Etappenverbindungen also eventuell völlig umgelegt werden müssen. Am aller schwierigsten oder fast unmöglich aber wird es, eine einigermaßen brauchbare Anordnung zu treffen, wenn das Heer durch den Feind von seiner Etappenlinie zurückgeworfen wird und nun ganz auf die überlasteten Etappenverbindungen einer anderen Armee angewiesen ist. In diesem Falle kann die Niederlage auf dem Operationsgebiet dadurch zu einer Katastrophe für das Heer werden, daß der Dienst innerhalb des Etappengebietes vollkommen versagt.

Kleines Feuilleton.

Ein Volkskunstabend, wie er sein soll.

Wir sind zurzeit mit Kunstabenden aller möglichen Veranlasser für alle möglichen Zwecke gequält. Mag der wohlthätige Zweck immer ein guter sein, die Wahl des Programms und die Durchführung läßt manche berechtigten Wünsche unerfüllt. Da war es nun ein tiefer Eindruck, den uns der 106. Volks-Kunstabend der Freien Volkshäuser am Mittwoch übermittelte. Zum erstenmal wurde die Festschleife des wackrigen neuen Stadthauses in der Stralauer Straße dazu überlassen worden. Ein schöner, erster Raum, der freilich mehr eine Kirchenhalle oder ein Renaissancehof eines italienischen Palastes denn eine Festhalle (im engeren Sinne) zu sein scheint. Jedenfalls hat er einen würdigen Rahmen zu dem, was unserer dort wartete. Das deutsche Lied beherrschte den Abend; das innig-beseelte Volkslied, wie es Schubert, Schumann, Brahms und von den Neueren Meyer besonders in ein musikalisches Gewand gekleidet haben, und auch die volkstümlichen Dichterschöpfungen, die Beethoven, Mozart und Hugo Wolf kongenial vertont haben. Die Leistungen des gemischten Chores des Berliner Volkschors sind hier kürzlich erst gewürdigt worden; es genügt heute zu wiederholen, daß sie zu Herzen gingen und erregend und ergreifend trotz des uralten Themas der Liebe, die sich findet und die werden muß, in immer neuer Formung an uns heran, bis es in Schumanns gewaltigem „Schiller Lied“ anklang. Auch in den Sologefängen, in denen Frau Elisabeth Dillhoff ihren herrlichen Sopran langvoll und wohlgeleitet entfaltete, wurde der gleiche Ton lebendig: Liebesfreud und Liebesleid. Aber hier überwog das heitere Element, das bald leicht tändelnd, bald freudig aber auch innig und sehnsuchtsvoll — immer mit feinstem Verständnis getroffen wurde. Zwischen erfrische und eine treffliche Vorführung von Mozarts unvergleichlichem Es-dur-Trio, in dem Cesar Schubert, Gottfried Reelander und Alfred Schroeder die Wechselreden von Klarinette, Violoncell und Klavier meisterlich zur Geltung brachten. Wahrlich, ein Kunstabend, wie er sein soll, geeignet, auch über ein beladenes Gemüt durch die seelenvollste aller Künste, die Musik, Erquickung auszubreiten.

Ansele und sein Werk.

Das gewaltige Werk der Genfer sozialistischen Genossenschaft „Vooruit“ (Vorwärts) verbannt seine Entwicklung in ganz hervorragender Weise unserem belgischen Genossen Ansele, der auch jetzt wieder auf dem Posten ist, um es gegen die Folgen des Krieges zu verteidigen. Geht Ansele diesen und Erfolge errangen vielen Leid, und manche Ansehungen blieben ihm und seinem Werk nicht erspart. Besonders die belgischen Arbeiter haben auf das Genere Werk prächtigen Sozialismus mit großer Mißgunst. Ihnen freilich mußte Ansele mit seinem trodenen Dur-er trefflich zu begegnen. Als vor einigen Jahren ein radikaler Deputierter in der belgischen Kammer vorlegte, daß die Rot in Flandern keine so schlimme sein könnte, wie einer unserer Genossen sie hingestellt habe, und für seine Behauptung auf den Wert der Grundstücke und den Umfang der Befehle des Genere sozialistischen „Vooruit“ hinwies, rief ihm Genosse Ansele lachend zu: „In fünf Jahren werden wir Euch die Kathedrale abbrauen!“

Nun Ansele hat die Kathedrale von Gent nicht gefaßt. Aber seine Energie und unermüdete Tätigkeit förderte das Werk der Genere Genossenschaft derartig, daß von ihr zurzeit mehr Teil für die Bevölkerung von Gent ausgeht wie von der Kathedrale. Der „Vooruit“ ist mit seinen Gebäuden und Einrichtungen der Ausstrahlungspunkt eines reichen geistigen Lebens auf der Grundlage der Sorge für das leibliche Leben geworden. Und das ganze Werk ist geboren aus dem Geist des Sozialismus.

Die Zentrale des „Vooruit“ befindet sich in Gent am alten historischen Freizeigemarkt, wo das Denkmal des Volkshelden Jakob van Kriekeld steht. Das Gebäude der Zentrale führt den besagten Namen „Das Haus“ (Nasr Haus). Im Erdgeschoß hat „Das Haus“ ein großes Café, Verkaufsstäume für Lebensmittel und Postwertmarken, für Kleidung und für Schuhwerk. In den Stockwerken befinden sich die Räumlichkeiten für die Verwaltung des „Vooruit“, für die Gewerkschaftssekretäre — etwa zehn an der Zahl —, für die Bibliothek, dann noch kleinere Säle für Gruppenversammlungen und ein großer Saal für die Versammlung der Genere Föderation der belgischen Arbeiterparteien.

Die Genossenschaft besitzt außerdem, verstreut in der ganzen Stadt, eine Buchhandlung, ein Kohlenmagazin, ein Lagerhaus für Speisewaren, verbunden mit einer Kaffeebäckerei, eine Brauerei, eine Zigarrenfabrik, dreizehnwöchige Speiseverköstlichkeiten, sieben Spielstätten, fünf Volkshäuser in den verschiedenen Stadtteilen, eine Taverne, die das täglich erscheinende Blatt „Vooruit“ druckt, eine Weberei, eine Wollen- und eine Flachspinnerei und endlich ein Saal, das von einem unterhalb Geltaar großen Park umgeben ist, der den Arbeiterfamilien im Sommer als Aufenthaltsort dient. In diesem Jahre haben die Genere Arbeiter als die Krönung ihrer ganzen genossenschaftlichen Werkes sich einen Festpalast in der Straße Reube-Saint-Pierre errichtet, der am 15. August eröffnet werden sollte.

Kunst und Volk in Holland.

Aus Amsterdam wird uns geschrieben: Ueberall im Lande, wo jetzt Soldaten zu finden sind und die Partei einigen Anhang hat, haben die Sozialdemokraten unter ihren Vereinigungen, sogenannte Mobilisatie-Clubs gegründet, die den Zweck haben, den Zusammenhang der mobilisierten Genossen mit der Partei aufrechtzuerhalten und auch unter den übrigen Soldaten Anhänger für den Sozialismus zu gewinnen. Das geschieht durch Versammlungen, in denen politische und gelehrliche, meist mit dem Krieg in Beziehung stehende Gegenstände behandelt werden. Als die erste dieser Soldatenversammlungen stattfanden sollte, glaubte der Kommandant des 1. Bataillon Widerstand erheben zu müssen. Es genügte der Gang eines sozialdemokratischen Kammermitgliedes zum Kriegsminister, um diesen Widerstand zu bezeugen.

Die der Kunst gewidmeten Veranstaltungen der Mobilisatie-Clubs konnten von vornherein unbehindert stattfinden. In Edam, eine Stunde Bahnfahrt von Amsterdams, war es, wo ich kürzlich einem dieser Kunstabende beiwohnte. Die Zuschauer sind päpstliche Leute und sehr zahlreich war der Saal des Abteilungsheims von mehr als 300 Besuchern gefüllt, zum größeren Teil von Soldaten: junge, frische Curusen und ältere Wehrmänner, ein Genosse in der Uniform.

form des Reservelieutenants, im übrigen Männer und Frauen aus allen Schichten der Bevölkerung, deren friedlichen Gesichtsmaner ansah, daß gewiß keiner je eine andere kriegerische Tätigkeit zu entfalten wünschte, als die Welt mit jenen lächerlichen Augen zu bombardieren, die als Edamer Käse bekannt sind. Noch vor der eigentlichen Eröffnung des Abends entwickelte sich aus der Stimmung der Versammlung heraus der Gang der Internationalen.

In Holland ist manches möglich. Und daß ein Pfarrer, unbehelligt von seiner Gemeinde und irgend einer Kirchenbehörde, seiner politischen Ueberzeugung Ausdruck geben darf, selbst wenn es die eines Sozialisten ist. So wurde in Edam der sozialdemokratische Kunstabend eröffnet durch einen Genossen, der im Dei das Amt eines evangelischen Geistlichen bekleidet. Schlicht und herzlich war seine Ansprache, ganz wie der Mann selber, der, mochte sein Glaube auch nicht von allen Anwesenden geteilt werden, sich doch mit allen einwühlte in dem Gedanken der Brüderlichkeit und seiner Verwirklichung durch den Sozialismus. Dann gab es eine bunte Reihe musikalischer und deklamatorischer Vorträge, angeführt von einer Vereinigung junger sozialistischer Kunstfreunde aus Amsterdam, die in dem Vermögen, der Bevölkerung, insbesondere auch in den Gegenden fern der Großstadt, gute und mit sozialistischem Geiste durchsetzte Kunst zuzuführen, mit vielem Erfolg tätig gewesen ist.

Unser belgischer Freund ist in der glücklichen Lage, den literarischen Teil ihrer Kunstveranstaltungen aus den Werken von Landheuten und zugleich Sozialisten ausfüllen zu können.

Wie es jetzt in London aussieht.

Der Londoner Korrespondent des „Allgemeinen Handelsblatt“ sagt in einer Darstellung der momentanen Lage in London unter anderem:

„Nun sollen die Schankwirtschaften, in denen Spirituosen verabreicht werden, abends anstatt um 11 bereits um 10 Uhr schließen und erst morgens um 10 Uhr wieder öffnen dürfen. Dieser Maßregel ist sicher in diesen Zeiten zuzustimmen. Jedoch durch den frühen Badenschluß wird London abends noch toter und verlassen wirken, als es bereits der Fall ist, seitdem die Polizei die Straßen- und Ladenbeleuchtung so streng kontrolliert. Manche Stadtteile, besonders im Zentrum, sind abends vollkommen dunkel, so daß der Polizeikommissar eine Warnung an die Wagenlenker gerichtet hat, abends so vorsichtig wie möglich zu fahren. Viele Geschäfte schließen bereits einige Stunden früher als gewöhnlich; andere lassen, sobald das Licht in ihren Magazinen angezündet ist, an ihren Fronten die Warten herunter, als wäre es mitten im Sommer — das alles natürlich, um London so dunkel wie möglich zu halten gegen die Bombenangriffe der deutschen Zeppeline, die nun, seitdem die Deutschen an der belgischen Küste so „dicht“ heraufgekommen sind, anglicher als je erwartet werden.“

Die „Verdunkelung“ Londons wird auch eine Aenderung im Besuch der Theater und Konzerte zur Folge haben. Da es jetzt nicht sehr verlockend ist, abends ohne die äußerste Notwendigkeit aus der Tür zu gehen, haben einige Theaterdirektoren die Absicht, von nun an regelmäßig Nachmittagsvorstellungen und nur ausnahmsweise Abendvorstellungen zu geben. Diese Maßregel würde natürlich in vielen englischen Familien eine Aenderung der Zeiteinteilung bringen und vielleicht für die Unternehmerrassen der Vergnügungen nicht sehr günstig sein. Das wäre bedauerlich, denn glänzend geht es den Theaterdirektoren bis auf einige wenige Ausnahmen durchaus nicht. Das Publikum hat — trotz den bedeutend herabgesetzten Eintrittspreisen — keinen Sinn fürs Theater.“

Ein Merkurdurchgang.

Am Sonnabend, den 7. November, findet ein Durchgang des Planeten Merkur vor der Sonnenscheibe, ein sogenannter Merkurdurchgang statt. Der Merkur ist von den großen Planeten der der Sonne am nächsten stehende und kleinste — sein Durchmesser beträgt nur 4400 Kilometer gegen 12756 bei der Erde. Merkur sieht der Sonne stets so nahe, daß er nur in der Morgens- oder Abenddämmerung gesehen werden kann, und auch da kann er nennenswert in höheren Breiten, wo die Dämmerung länger Zeit dauert, nicht leicht beobachtet werden. Deshalb hat ihn der Beobachter der modernen Astronomie über das Planetensystem, Nikolaus Kopernikus, trotz großen Bemühens niemals zu Gesicht bekommen. Aber bei einem Vorübergang an der Sonnenscheibe ist er mit Leichtigkeit zu beobachten — muß er hierbei doch auf der Sonne als ein kreisförmiges trichterförmiges Fleckchen erscheinen, das langsam über das Tagesgestirn hinwegzieht. In Berlin wird der Eintritt des Merkur in die Sonnenscheibe am 7. November, 2 Minuten vor 11 Uhr des Vormittags erfolgen, und zwar ziemlich am rechten Rand der Sonnenscheibe; der Durchgang durch die Sonne währt etwas länger als vier Stunden. Sechs Minuten nach 5 Uhr ist der Planet am entgegengesetzten Rand der Sonne noch als dünneres Fleckchen sichtbar, drei Minuten später aber hat er die Sonne wieder verlassen und ist in ihren Strahlen verschwunden. Schon mit einem kleinen Fernrohr, das natürlich stark abgedunkelt sein muß, ist die Erscheinung gut wahrnehmbar. Empfehlenswerter ist fast der direkte Beobachtung die einer Projektion des Sonnenscheibens auf einem weißen Schirm. — Die Beobachtung eines Merkurdurchgangs, der in je 100 Jahren sich dreizehnmal ereignet, bietet, abgesehen von dem Wert, den er hat, den Merkur überhaupt einmal zu Gesicht zu bekommen, astronomisch nichts besonders Interessantes, die Astronomen werden ihre Aufmerksamkeit nur der genauen Bestimmung des Eintritts und Austritts zu dem Moment, in welchem Sonnenscheibe und Merkur sich einander berühren.

Historisch sind die Merkurdurchgänge von großer Bedeutung gewesen. Zum erstenmal wurde ein solcher von Kepler für das Jahr 1631 angekündigt, der dann auch am 6. November jenes Jahres in Paris von Gassendi beobachtet worden ist. Von Bedeutung war er aber erst der Merkurdurchgang vom 7. November 1677, den der damals erst 24jährige, später so berühmte gewordenen Huygens auf der Insel St. Helena zu beobachten Gelegenheit hatte. Er erkannte sofort mit dem ihm eigenständigen Scharfsinn, daß derartige Vorgänge sich vorzüglich zur Bestimmung des Grundmaßes für alle Entfernungen der Weltkörper, der Entfernung zwischen Erde und Sonne eignen, daß aber statt eines Merkurdurchgangs bedeutend besser ein Durchgang der Venus in Frage kommt. Venusdurchgänge sind freilich viel seltener als Merkurdurchgänge; sie ereignen sich nur zweimal in je 100 Jahren. Im vorigen Jahrhundert ereigneten sie sich in den Jahren 1774 und 1882 und trugen jedesmal zur genaueren Bestimmung der Sonnenferne bei. Die nächsten Venusdurchgänge werden erst in den Jahren 2004 und 2012 erfolgen. Inzwischen ist aber im Jahre 1898 der zu den Planetoiden gehörige merkwürdige Himmelskörper Ceres entdeckt worden (auf der Berliner Urania von dem Astronomen Witt), der zur Bestimmung der Sonnenferne in noch besserer Weise benutzt werden kann.

Notizen.

— Nobelpreise. Amalid wird jetzt mitgeteilt, daß die Verteilung der diesjährigen Nobelpreise auf den nächsten Herbst verschoben ist. Der Zeitpunkt für die Preisverteilung wird von 1916 an vom 10. Dezember auf den 1. Juni verlegt. 1916 kommen die Preise für 1915 und 1916 zur Verteilung.

— Die Lessing-Hochschule veranstaltet eine Reihe vierstündiger Vorlesungen. Vorgesandte und Dozenten sind den Warendorfer, größeren Buchhandlungen sowie durch die Zeitung O. 2. Kaiser-Wilhelm-Str. 62.

— Vorträge. „Das deutsche Wirtschaftsleben während des Krieges“ behandelt Dr. Richard Turdinski im nächsten wissenschaftlichen Abend der Humboldt-Akademie am Sonnabend in der Aula Georgenstr. 50/51. Der Eintritt ist frei.

— Musikchronik. Robert Rothe bringt am Sonntag, den 8. November, im Beethoven-Saal ein völlig neues Programm zum Vortrag, darunter eine Reihe neuer Soldatenlieder.

Buchdrucker: u. Verlagsanstalt Raul Ermer u. Co., Berlin SW.